

Nr. 192. Bromberg, den 7. November 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

Der Portier des Hotels Kaiserhof stand in seinem langen Tressenrock breitbeinig an der Eingangstüre. Ein vornehmes Privatauto fuhr vor. Er kannte das Auto; es gehörte dem Konsul Rosenberg. Diensteifrig, die Hand an die Mütze gelegt öffnete er den Wagenschlag. Die Tochter des Konsuls stieg aus.

„Ich habe eine Frage an Sie zu richten."

„Bitte, gnädiges Fräulein."

Beide traten in den Vorraum des Hotels. Ruth eröffnete die Unterhaltung mit dem Portier, indem sie ihm ein Trinkgeld gab.

„Der Herr Konsul ist nicht hier", sagte der sich höflich verbeugende Mann, der glaubte, die Frage, die an ihn gerichtet werden sollte, schon im voraus erraten zu haben.

„Ich weiß, daß mein Vater nicht hier ist", sagte Ruth. „Ich will eine Auskunft von Ihnen haben. Es handelt sich um einen Vorfall, der sich vor einigen Wochen abgespielt hat. Ich war hier zum Fünfuhrtee. Da hat ein Herr einen anderen, ich glaube, es ist ein Detektiv gewesen, ins Gesicht geschlagen. Erinnern Sie sich noch?"

„Aber natürlich!" versicherte der Portier. „Es soll ein ganz gefährlicher Mensch gewesen sein!"

„Der Geschlagene war ein Detektiv, kein Geheimpolizist?"

„Aber, ich bitte! Ein königlicher Kriminalbeamter hat doch viel mehr Einsehen, viel mehr Bildung, als der Mensch, der den Schlag bekommen hat. Dazu hat er gar keine Befugnis. Sehen Sie, ein Kriminalbeamter hätte sich an mich gewandt oder an den Herrn Direktor. Wir hätten den Spitzbuben höflich gebeten, mal einen Augenblick herauszukommen, ein Herr wolle ihn sprechen. Dann wäre die Sache ganz geräuschlos verlaufen."

„Um was handelt es sich?" mischte sich einer der Herren von der Auskunftsstelle in die Unterhaltung. Der Portier klärte ihn auf. „Ach so," sagte der Herr, „das gnädige Fräulein hat damals dem Vorfall beigewohnt. Ja, ich entsinne mich. Die ganze Sache beruhte auf einem Mißverständnis. Der Herr, der hier verhaftet werden sollte, war absolut kein Verbrecher, sondern ein früherer Offizier von tadellosem Ruf. Er war am anderen Tage zusammen mit dem Detektiv hier. Erinnern Sie sich nicht mehr, Kellermann?"

„Richtig!" bestätigte der Portier. „Sie haben recht, Herr Larsen. Am anderen Tag kam das verhauene Unglückswurm mit dem Herrn hierher und hat sein Unrecht eingestanden. Ist dem — dem Spitzel ganz recht geschehen!"

Der Herr nickte.

„Eine unerhörte Dreistigkeit von so einem Menschen, hier einzudringen und die Gäste zu belästigen. Wir sind doch kein Verbrecherkeller. Na, der soll uns noch einmal kommen!"

„Wenn ich ihn packe —!" Der Portier schüttelte die Fäuste.

„Können Sie mir die Adresse des Mannes geben, der den Schlag bekommen hat?" fragte Ruth.

„Die Adresse? Danach habe ich den Menschen nicht gefragt," antwortete der Portier.

„Die Adresse des Mannes erfahren Sie in dem Detektivinstitut „Prometheus", erklärte der Herr vom Büro, froh, der jungen, hübschen Dame die gewünschte Auskunft erteilen zu können. „Der Mann war ein Angestellter dieser Firma. Ich war dabei, als der Revierschutzmann seine Personalien aufnahm."

„Wo — liegt dieses Institut?"

Der Herr schlug im Adreßbuch nach und gab der Tochter des Konsuls Rosenberg die gewünschte Adresse an. Ruth dankte.

*

Als Herrn Direktor Zahn gemeldet wurde, daß eine junge Dame ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche, war er sofort bereit, die Besucherin zu empfangen. Er begrüßte Ruth in der ihm eigenen, kurzen, militärischen Art, wobei er sie durchbohrend anblickte. Noch ehe er wußte, was die junge Dame von ihm wollte, kalkulierte er schon die Höhe des Vorschusses, den er dieser gutgekleideten Kundin voraussichtlich abknöpfen könne.

„Womit kann ich dienen? Wollen Sie sich bitte recht kurz fassen, meine Gnädige!"

Ruth war verlegen.

Sie suchte nach einer passenden Einleitung.

„Eine junge Frau, die von ihrem Mann geschieden sein will!" dachte Direktor Zahn. „Ich soll ihr die Scheidungsgründe besorgen."

„Es handelt sich um den Vorfall im Hotel Kaiserhof," begann Ruth. „Dort hat einer Ihrer Beamten vor einigen Wochen einen Zusammenstoß mit einem Herrn von Armbrüster gehabt. Ich möchte gern den Namen des Beamten wissen."

Direktor Zahn war enttäuscht. Eine einfache Auskunft lohnte sich nicht. Er mußte versuchen, aus der Sache ein Geschäft zu machen. Er stellte sich unwissend.

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen, meine Gnädige. Ein Zusammenstoß? Können Sie sich nicht etwas bestimmter ausdrücken?"

„So viel ich mich entsinne, war es im März, zurzeit des Fünfuhrtees, als einer Ihrer Beamten Herrn von Armbrüster im Hotel Kaiserhof verhaften wollte. Herr von Armbrüster hat aber Ihrem Angestellten einen heftigen Schlag versetzt und ist dann weggegangen. Ich möchte gern die Adresse dieses Beamten wissen."

Sie hatte absichtlich den Namen des Herrn von Armbrüster genannt, obwohl sie immer noch nicht ganz sicher wußte, ob er wirklich jener Herr gewesen war, der am Tage nach dem Vorfall mit dem Beamten des „Prometheus" im Hotel erschienen war, um die Verwechselung aufzuklären. Sie wollte durch die Nennung des Namens dem Direktor Zahn Gelegenheit geben, sie zu berichtigen, wenn ihre Annahme nicht zutraf.

Aber der Direktor des „Prometheus" dachte gar nicht daran, sich über den Namen des Herrn von Armbrüster zu äußern oder sich gar auf eine nähere Besprechung jenes fatalen Vorfalls einzulassen!

„Meine Gnädigste," sagte er und blickte in nervöser Ungeduld auf seine Taschenuhr, dadurch seiner Besucherin andeutend, daß seine Zeit knapp bemessen sei, „ich weiß jetzt, um was es sich handelt. Ich werde, wenn Sie es wünschen, eingehende Nachforschungen über jenen, mir völlig unbekannten Vorfall anstellen lassen und vor allen

Dingen auch unter der großen Anzahl meiner Beamten nach demjenigen suchen, den Sie zu sprechen wünschen. Nun ist es möglich, daß dieser Beamte gar nicht mehr in meinen Diensten steht. Solche Leute wechseln ihre Stellungen von heute auf morgen. Wenn Sie mir den Auftrag erteilen wollen, die Ermittelungen anzustellen, so hoffe ich, Ihnen in spätestens acht Tagen alles das mitteilen zu können, was Sie zu wissen wünschen. Ich würde, wenn nicht besondere Umstände eintreten, die die Sache verteuern, meine Bemühungen nur mit zweihundert Mark in Anrechnung bringen. Es ist Gebrauch, daß bei solchen Aufträgen die Hälfte im voraus bezahlt wird."

Ruth geriet durch diese Forderung des Herrn Direktor Zahn einigermaßen in Verlegenheit.

Sie hatte sich die Ermittelung der Adresse jenes Beamten so einfach gedacht. Nun sollte sie sich noch acht Tage gedulden! Und zweihundert Mark hatte sie auch nicht bei sich. Aber die Sache war ihr zu wichtig, als daß sie nicht alle Hindernisse gern überwunden hätte. Wozu hatte man schöne und kostbare Ringe?

„Ich gehe auf Ihre Bedingungen ein," erklärte sie dem Direktor, zog einen Brillantring vom Finger und reichte ihn dem geschäftstüchtigen Leiter des Instituts „Prometheus".

„Bitte, lassen Sie diesen Ring von einem Ihrer Angestellten auf das Leihhaus bringen. Er soll darauf zweihundert Mark entnehmen. Die können Sie als Honorar behalten. Den Pfandschein und die Auskunft hole ich mir in acht Tagen."

Sie gab ihre Adresse an und verließ, von Direktor Zahn bis an die Tür begleitet, die Geschäftsräume des „Prometheus".

*

Schon vier Tage später erhielt Ruth von dem Meisterdetektiv den schriftlichen Bescheid, daß er den Beamten ermittelt habe, der im März dieses Jahres im Hotel Kaiserhof jenen Auftritt mit Herrn von Armbrüster gehabt habe. Der betreffende Beamte, Herr Crusius, würde dann im Institut „Prometheus" anwesend sein, um Fräulein Rosenberg mündlich zu berichten.

Fräulein Rosenberg ging hin. Schleunigst!

Und Herr Crusius erzählte ihr lange von dem Freiherrn von Armbrüster und seinem Doppelgänger Emil Schnepfe. Was Herr Crusius nicht wußte, konnte sich Ruth sehr leicht ergänzen.

Jetzt war alles sonnenklar!

„Ein lieber Herr, dieser Herr von Armbrüster!" schloß Crusius und dachte dankbar an das Schmerzensgeld. „Aber eines ist nicht schön von ihm gewesen: Daß er mir durchaus nicht sagen wollte, wie er es angestellt hat, an dem Abend unbemerkt aus dem Kaiserhof herauszukommen!"

Ruth hätte Herrn Crusius aufklären können . . .

So sonnenklar war alles jetzt!

Und Ruth faßte einen Entschluß — —

16.

Der Oberkobold über alle lustigen Zufälle machte in dem Winkel zwischen Dorivals Schreibtisch und der Fensterwand die tollsten Sprünge und lachte sich halbtot.

Das hatte er wieder einmal fein gemacht — —

*

Denn Dorival hatte soeben einen Brief erhalten. Der Brief war sehr kurz:

„Geehrter Herr von Armbrüster! — Ich bitte Sie, mich heute nachmittag um fünf Uhr an der bekannten Ecke bei dem bewußten Café zu erwarten. — Ruth Rosenberg."

„Fabelhaft!" sagte dieser Herr von Armbrüster.

Und machte Freudensprünge! Wirkliche Freudensprünge! Galdino steckte erschrocken den Kopf zur Türe herein . . .

„Mach', daß du 'nauskommst!" sagte sein Herr. „Und nebenbei bemerkt: Ich bin nicht verrückt geworden!"

*

Die Ungeduld plagte Dorival, wie Ungeduld ihn noch nie im Leben geplagt hatte.

Um halb fünf Uhr, dreißig Minuten vor der Zeit, stand er schon zehn Minuten lang auf der Korneliusbrücke, gequält von allen Qualen des Wartens. Als drüben, am anderen Ende der Brücke, breit und behäbig der Schutzmann auftauchte, sein Schutzmann, freute er sich sehr. Der Mann des Gesetzes erschien ihm wie eine gute Vorbedeutung. Außerdem aber, und das war noch viel wichtiger, konnte er sich mit ihm fünf Minuten lang die Zeit vertreiben —

„Guten Morgen!"

„'morgen — 'morgen!" lachte der Schutzmann.

„Na, wie waren die Zigarren?"

„Ich werd' mir doch nicht für zwanzig Mark Zigarren kaufen!" sagte der Mann vergnügt, aber ein wenig vorwurfsvoll.

„Nein, natürlich nicht. Aber sagen Sie 'mal: Streng außerdienstlich! — —"

„Ja?"

„Hätten Sie vielleicht Verwendung für ein anderes Zwanzigmarkstück — dieses hier?"

Dorival hielt ein Goldstück zwischen den Fingerspitzen.

„Hähä!" lachte der Schutzmann. „Streng außerdienstlich?"

„Streng! Ich will nicht das geringste von Ihnen haben. Bitte — hier!"

„Danke! Danke gehorsamst!"

Der Mann des Gesetzes klappte die Hacken zusammen.

„Darf ich mir eine Frage erlauben?"

„Zehn!"

„Weshalb — —"

„Wieso? meinen Sie? Weil Sie mein guter Geist sind! Weil mir jedesmal, wenn ich Ihnen begegne, etwas höchstAngenehmes widerfährt! Weil ich Ihnen recht oft begegnen möchte!"

„Hähä!" lachte der Schutzmann. „Die — die Dame, nich?"

„Richtig!" sagte Dorival.

Und da kam Ruth.

Der Oberkobold, der sich diesmal ein gutes Beobachtungsplätzchen auf einer der Sandsteinverzierungen der Brücke ausgesucht hatte, lachte wie besessen. Denn auch sie war viel zu früh daran — genau fünfundzwanzig Minuten! Das waren so Anzeichen, hihi!

Ruth machte ein ernstes Gesicht und sah den armen Dorival, der darob prompt aus allen Himmeln fiel, streng und abweisend an

„Führen Sie mich, bitte, in das Café!" sagte sie. „Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen."

„Bitte, gnädiges Fräulein!"

Sie gingen schweigsam nebeneinander her, traten in den wohlbekannten kleinen Raum ein, wurden von dem wohlbekannten Kellner beäugelt und nahmen Platz.

„Mein Herr!" sagte Ruth Rosenberg scharf. „Sie sind ein Schwindler!"

„Das ist ja reizend?" dachte Dorival.

Laut sagte er:

„Ja — das — das ist ja sozusagen mein Beruf!"

„Sie schwindeln über Ihren Beruf hinaus, mein Herr!" erklärte Ruth streng.

„Man gewöhnt sich so daran . . ." entschuldigte sich Dorival.

„So? Nun, wir wollen jetzt den Schwindel aufklären!"

„Aber bitte — bitte sehr —" stotterte Dorival.

„Ehe ich Ihnen die Mitteilung mache, die ich Ihnen zu machen habe, möchte ich die Tatsachen feststellen," erklärte Ruth. „Diese Tatsachen sind, der Reihenfolge nach: — ich mache Sie übrigens darauf aufmerksam, daß ich sofort aufstehe und weggehe, wenn Sie mich unterbrechen — die Tatsachen also sind: Herr von Armbrüster sieht in der Oper eine Dame. Er hat die Anmaßung, diese ihm völlig unbekannte Dame bei einer Begegnung im Tiergarten zu grüßen. Durch einen sonderbaren Zufall hat dieser Herr von Armbrüster Gelegenheit, mit dieser Dame eine Strecke lang im Auto zu fahren, unter einigermaßen falschen Voraussetzungen. Die Dame hat unterdessen erfahren, daß der Herr ein sehr bekannter Hochstapler war. Sie beschloß, seine Dienste in Anspruch zu nehmen für einen Zweck, zu dem ein Spitzbube erforderlich war. Dieser Herr von Armbrüster war jedoch gar kein Spitzbube, sondern es handelte sich um eine Verwechselung. Er nahm trotzdem den Auftrag an und führte die gefährliche Arbeit aus. Was höchst verrückt von ihm war. Er brachte sich in alle möglichen Gefahren. Er spielte so mit dem bösen Schein, daß er es der Dame unmöglich machte, dankbar zu sein. Er hätte sehr leicht Mittel und Wege finden können, die Dame aufzuklären. Er hätte ihr dadurch Kämpfe und Schmerzen ersparen können, denn — die Dame hatte sich für den ritterlichen Spitzbuben mehr interessiert als sie eigentlich durfte . . . ."

„Was?" schrie Dorival.

„Sie sollen mich nicht unterbrechen. Sie haben mich auf die roheste Weise behandelt. Ich will mit Ihnen nichts mehr zu tun haben. Ich will quitt mit Ihnen sein. Sie haben für den wertvollen Dienst, den Sie mir geleistet haben, eine Bezahlung in Geld abgelehnt und zwei Küsse verlangt. Von diesem Honorar haben Sie jedoch nur die Hälfte erhalten. Und nun muß ich Ihnen die Mitteilung machen —"

„Seien Sie gnädig!" stöhnte Dorival.

„— daß ich den Rest meiner Schuld zu zahlen wünsche. Bitte, küssen Sie mich!"

Dorival sah sich blitzschnell um. Es war einsam in dem kleinen Café; der Kellner stand gelangweilt an der Türe und beäugelte die Vorübergehenden.

Darauf zog er sein Honorar ein.

*

„Wann hast du's gewußt?" fragte Ruth.

„Sofort! Beim erstenmal!"

„Ich auch!"

Der Kellner stand an der Türe und sah gerade nicht her — —

„Ja, es ist wunderschön," sagte Dorival und machte ein nachdenkliches Gesicht. „Es ist alles so närrisch gewesen und alles so schön. Hundertmal hab ich mir überlegt, ob ich nicht zu einer gewissen Dame gehen soll, mit allen möglichen Ausweisen und allen möglichen Empfehlungen über meine werte Persönlichkeit versehen und ihr sagen sollte: Ich bin der und der und ich hab dich lieb — ich hab da so eine Ahnung, als ob du mich auch lieb hättest —"

„Das wäre schon mehr als keck gewesen."

„— und es ist doch ein kompletter Blödsinn, wenn ich den Räuberhauptmann spiele, und du dich mit dem Gedanken abquälst, ein verabscheuungswürdiges Subjekt von einem Verbrecher zu lieben —"

„Jetzt wirst du frech, mein lieber Junge!"

„Aber —!"

„Nun — aber?"

„Aber es war so wunderschön! Weißt du, da war mal irgend so ein Graf, der einer Königin einen seidenen Mantel über eine Pfütze breitete, damit die Königin sich die Sohlen ihrer Schuhe nicht beschmutze. Ich dachte an das Geschichtchen, wenn ich von dir träumte. Die Sorge um deinen Vater sollte dir erspart bleiben. Opferte jener Graf von Anno dazumal seinen seidenen Mantel, — warum sollte ich nicht ein größeres Opfer bringen und ein wenig Spitzbube spielen —"

„Du —! Du —!"

„Und im Vertrauen gesagt — ich komme mir unendlich komisch vor, wenn ich mich als getreuen Ritter und fahrenden Abenteurergesellen hinstelle, der um der Geliebten willen die unerhörtesten Taten vollbringt — also im Vertrauen gesagt, hat mir die ganze verrückte Geschichte den unbändigsten Spaß gemacht. Ich fürchte, daß ich Talente in mir entdeckt habe, die zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß geben. Irgendwo in meiner Ahnenreihe muß ein ganz abscheulicher Lump von Strauchritter versteckt sein. Die verbrecherische Veranlagung ist bei mir herausgekommen. Du wirst mich überwachen müssen, lieber Schatz!"

„Aber gründlich," erklärte Ruth.

„Und weißt du, es ist wie im Märchen. Ende gut, alles gut."

„Nein," . . . der Kellner war wiederum anderweitig beschäftigt und eine Pause entstand — „es fängt erst an!" sagte Ruth und ihre Augen sprühten. „Das Glück fängt an. Und nun, Herr Räuberhauptmann, will ich Ihnen erzählen, was ich erlebt habe. Ich bin so unglücklich gewesen, wie ich nie mehr in meinem Leben unglücklich werden möchte — lieber Schatz, es war schrecklich — und ich bin schon so weit gewesen, daß ich fest entschlossen war, meinem lieben, alten Vater das Herz zu brechen und einem edelmütigen Spitzbuben in das Land des Verbrechens zu folgen!"

„Donnerwetter!" sagte Dorival.

„Weißt du, mir scheint, als ob irgendwo in meiner Ahnenreihe eine sonderbare Frau verborgen sein müsse, die die allerdümmsten Geschichten machte um ihrer Liebe willen —"

„Ich werde dich überwachen müssen," erklärte Dorival ernst.

„Nun wirst du schon wieder frech!"

Und der Kellner war wiederum anderweitig beschäftigt.

„Wie hast du's herausgefunden?" fragte Dorival.

„Darauf bin ich ziemlich stolz!" lachte Ruth. „Ich überlegte mir die Zusammenhänge und fuhr nach dem Kaiserhof, wo ich aus dem Portier herausquetschte, was er über den Hochstapler wußte, der damals verhaftet werden sollte. Der führte mich zum Direktor Zahn — das ist ein fabelhafter Kerl — und zum Herrn Crusius, und die Dinge lagen recht klar da. Lieber Schatz, du hast mir's so schwer gemacht. Ich bin mir so undankbar vorgekommen — und was ich alles geweint habe in diesen Zeiten — das ist einfach schrecklich!"

„Ich bin ein Esel!" erklärte Dorival schuldbewußt.

„Du bist — nein, das will ich dir lieber nicht sagen, sonst machst du mir sofort wieder Dummheiten und wirst mir übermütig!"

Und dann gingen sie Arm in Arm nach der Villa im Grunewald. Sonderbar, über dem nüchternen geschäftigen Berlin schien es zu singen und zu klingen wie von Tausenden und Abertausenden jubelnder kleiner Stimmchen.

*

Am Tage vor seiner Hochzeit mit Ruth Rosenberg erhielt Dorival von Armbrüster unter Kreuzband eine amerikanische Zeitung zugesandt, die in einem kleinen Nest im Staate Texas Bildung verbreitete. Eine Notiz war mit Blaustift umrandet:

„Gestern hat unser Freund und langjähriger Leser unserer Zeitung Billy Johnson, Esquire, seine am Borrego River gelegene Farm verkauft. Die schöne Besitzung ist übergegangen in die Hände von Emil Schnepfe, Esquire, und dessen Ehefrau, geborene Lotz."

Und Dorival sagte feierlich zu seiner Braut:

„Liebe Ruth! Am Hochzeitstage trinken wir das zweite Glas Sekt im geheimen auf das Wohl des Hochstaplers außer Diensten Herrn Emil Schnepfe!"

:—: Ende. :—:

Der Gräberbauer.

Von Antonie Rhan.

(Nachdruck verboten.)

Eine stürmische Nacht war's. Die Akazien knarrten und ächzten und ihre Äste schlugen auf das Dach, daß die Ziegel klapperten. Der Wind sprang heulend und pfeifend ums Haus, ein Fensterladen schlug ab und zu krachend an die Hauswand und die Fensterscheiben klirrten leise. — Es war eine grausige Musik. Im Hause war alles längst zur Ruhe gegangen. Man hatte die Bettdecke einfach über die Ohren gezogen und war dann eingeschlafen. Nur in Doktor Hansens Zimmer brannte noch Licht, er ging ruhelos auf und ab. Vom Kirchturm schlug's zwei Uhr, der Nachtwächter tutete vor dem Hause des Doktors seine alte Weise, dann verhallten seine Schritte wieder und der Wind trieb sein Unwesen nach wie vor. Hansen stand sinnend am Fenster. Er war erst spät gestern abend heimgekommen. Bei seiner Schwester, der Frau des Franz Gräber, hatte er nach dem Rechten gesehen, denn dort war der Storch eingekehrt — der dritte Bub war angekommen.

Franz Gräber, allgemein der Gräber-Bauer genannt, war eigentlich kein Bauer im althergebrachten Sinne des Wortes, denn sein Vater war Apotheker im Städtchen gewesen und er, Franz, der Jüngste, hatte auch wie die anderen studieren sollen. Aber trotz redlichen Mühens kam er nicht weiter in der Schule und eines Tages machte der Vater kurzen Prozeß und steckte ihn bei einem Landwirt in die Lehre. Als er dann nach ein paar Jahren wiederkam, war aus dem Fränzchen ein Franz geworden, ein großer, stattlicher Mann, und da war es weiter kein Wunder, daß die Schwester des Doktor Hansen ja und amen sagte, als der Franz sie zur Frau haben wollte. Der Apotheker war's zufrieden, kaufte den Hof vorm Stadttor und bald darauf konnte Hedwig Hansen als Frau des Gräber-Bauern dort einziehen.

Frau Hedwig wurde ein gar schmucke und tüchtige Hausfrau, aber mit dem Franz nahm es einen schlimmen Fortgang, ein altes Übel zeigte sich wieder bei ihm, er trank. Die Frau versuchte mit Liebe und Güte und schließlich auch mit einem gerechten Zorn ihn aus dem Banne des Suffs zu befreien, aber vergebliche Mühe, der Bauer wanderte aus einer Kneipe in die andere und wurde auf seinem Hofe und in den Wirtschaftsräumen ein immer seltenerer Gast.

Der Bauer, dem das Gewissen nun wohl doch zu schlagen begann, kümmerte sich in diesen Tagen wieder um Hof und Wirtschaft, das Gesinde ließ sich aber nichts von ihm sagen und wenn er dann lospolterte, wurden die Knechte frech. Gestern kam Hansen gerade dazu, als der Bauer einen Knecht, es war ein langer Kerl mit schwarzen Augen und schwarzem struppigem Bart- und Kopfhaar, vom Hof jagte. Der schwarze Heinrich drehte sich vor dem Hoftor noch einmal um und dann schüttelte er drohend die Faust gegen das Bauernhaus.

Der Morgen begann schon langsam heraufzudämmern und Doktor Hansen stand noch immer sinnend am Fenster. Er hätte seiner Schwester so gern geholfen und wußte nicht, wie er es anfangen sollte. Hansen trat vom Fenster fort und zog sich einen bequemen Stuhl an den Ofen. Das Feuer war am Verlöschen und tiefe Stille herrschte ringsum. Doch plötzlich, was war das? — Tata, tata! Tattatrata! Tata! Tata! Tata! Wieder Stille, dann noch einmal dies Blasen unten auf der Straße, dann wurden irgendwo Fenster aufgerissen, Worte hin und her — dann wieder das Blasen,

Türen klappten, es begann ein hastiges Laufen auf der Straße, dann brach ein Wort durch, gellend, hilfeschreiend! — Feuer! — Feuer! — Fff—eu—er! Hansen war im Augenblick vom Stuhl hoch, aus dem Zimmer die Treppe hinunter, den Hausschlüssel vom Nagel und krachend flog die Tür wieder ins Schloß. Er stürmte die Gasse hinunter dem Feuerbläser nach, der war schon in einer anderen Straße, um die Leute zur Hilfe zusammenzublasen. Hansen lief an ihn heran, „wo? wo?" — „Draußen vorm Tor, beim Gräber-Bauer!" Der Doktor war schon wieder weiter. „Herrgott beim Gräber-Bauer und die Schwester lag im Fieber im Bett!" Da teilten sich die Häuser, „Gott sei Dank, ein Feuerschein war noch nicht zu sehen!" Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn, noch ein paar Sprünge und er stand hochaufatmend auf dem Gräberhof. Da rannten viele Menschen, Knechte, Mägde und herbeigeeilte Bewohner aus der Stadt, kopflos und aufgeregt schreiend durcheinander. „Wo ist Feuer, wo?!" Kein Mensch achtete auf ihn, doch da sah er selbst einen feurigen Schimmer durch die Bodenluke des Kuhstalles. „Die Kühe müssen aus dem Stall!" schrie der Doktor und riß einem Knecht einen Eimer, den er voll Milch aus dem Kuhstall brachte, aus der Hand und schleuderte ihn auf den Hof. Die Tiere rissen, verängstigt durch den Qualm und das Geschrei, an ihren Ketten und ließen sich nur mit Mühe aus dem Stall führen. Da rannte Christine, das alte Milchmädchen an dem Doktor vorbei, und ihm fiel ein, daß er eigentlich nach seiner Schwester hatte sehen wollen. Er stürmte dem Wohnhause zu, die Treppe hinauf und trat dann vorsichtig in das Schlafzimmer ein. Die Frau lag dort in größter Aufregung, Franz, der Achtjährige, machte sich an dem Säugling zu schaffen, Heinrich, der Mittlere, war nicht zu sehen. Die Wöchnerin beruhigte sich dann wieder etwas, als sie hörte, daß die Kühe alle aus dem Stall geführt waren, die anderen Ställe und das Wohnhaus waren kaum gefährdet, auch hörte man jetzt die Spritzen heranrasseln.

Inzwischen rannte das Milchmädchen, das in seiner Aufregung den Doktor wohl gar nicht gesehen hatte, über den Hof auf den Bauern zu, der gerade einen großen Wagen vor dem Stall fortschieben half. „Bauer, Bauer, der Heinrich verbrennt!" Der Gräber fuhr herum, „was red'st da?" schrie er und packte das Mädchen mit hartem Griff am Arm. „Rettet, Rettet! Heinrich ist auf dem Stallboden!" Der Bauer stieß die Menschen, die zeternd und gaffend den Weg versperrten, zur Seite, mit ein paar Sätzen war er an der Stalltür, stürzte durch den Stall, tappte, stolperte, der Rauch trieb ihm das Wasser in die Augen. —

Indessen sahen die draußen stehenden Menschen eine kleine Gestalt in die Bodenluke treten — Heinrich —. Bei dem Tumult konnte man nicht verstehen, was er rief, er streckte die Hände hilfeflehend aus und lief dann wieder zurück auf den vom Feuer hell erleuchteten Boden.

Der Bauer tastete sich die schmale Bodenstiege hinauf, „Heinrich! Heinrich!" Er stieß die Bodenklappe auf, da schlug ihm eine Flamme ins Gesicht, so daß er an die Wand taumelte, er richtete sich wieder hoch, „Heinrich! Heinrich! Heinrich!" — Krach, da fiel die Bodentreppe zusammen, sie war oben abgebrannt. Mit einem Sprung ins Ungewisse, die Luft ringsum war undurchdringlich vom dicken Qualm, rettete er sich aus den zusammenfallenden Holztrümmern, dann hastete er wieder zurück zum Ausgang des Stalles.

Mit Grauen sahen die Menschen den Bauern ohne das Kind aus dem Stall kommen, und wie sah er aus, das Haar war versengt, an den Händen und am Kopf hatte er tiefe Brandwunden und die Kleider hingen ihm zerfetzt am Körper. Man schrie ihm entgegen, daß der Junge noch eben an der Bodenluke gestanden hatte und daß er zurück, jedenfalls zur Treppe geeilt war. Der Bauer sah stieren Blickes um sich, dann faßte er sich an den Kopf und brach bewußtlos zusammen.

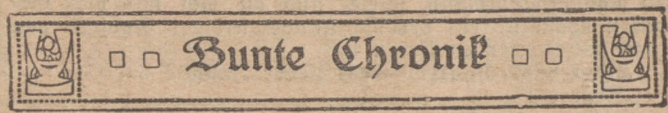
Nun war die Feuerwehr angekommen, man stellte Leitern an, Feuerwehrleute drangen durch das Dach in den Boden ein, kamen aber nicht vorwärts, denn die Spritzen gaben noch fast gar kein Wasser her. Die Schläuche waren in den naheliegenden Teich geleitet und es wurde ununterbrochen gepumpt; vom Wasser ging aber unterwegs über die Hälfte verloren, weil die Schläuche kaputt waren.

Endlich, nach Stunden und Stunden gelang es, des Feuers ein wenig Herr zu werden. Der Boden war fast ausgebrannt und dann fand man auch unter Trümmern und glimmendem Gebälk eine kleine verkohlte Leiche. Doktor Hansen ließ den kleinen Toten in sein Haus bringen und seiner Schwester sagte er, daß dem Jungen ein Dachziegel auf den Kopf gefallen sei und seine Wirtin werde ihn, da sie, die Mutter, ja doch im Bett läge, gesund pflegen. Die Frau hörte apathisch zu und nickte zu allem. — Als der Doktor endlich wieder nach Hause ging, schritt ein schwarzer, langer Kerl an ihm vorüber und sah höhnisch lächelnd zu dem verwüsteten Hof hinüber.

Die nächsten Tage brachten dem Hofe viel Unruhen, und Hedwig Gräber lauschte mit feinen Ohren, auch auf die Stimmen im Hause. Sie fragte mit immer wachsendem Mißtrauen nach ihrem Jungen und spähte in den scheuen Gesichtern der Hausgenossen. Der Bauer wagte sich kaum zu ihr herein, und wenn er einmal kam, so mied er ihren Blick und hatte es eilig.

Am dritten Tage läutete das Totenglöcklein. In der Frau stieg eine unermeßliche Angst auf. Sie rief, doch das Haus schien wie ausgestorben, niemand meldete sich, und es war ihr, als höre sie irgendwo weinen. Dann trat der Bauer ins Zimmer, totenbleich. „Wer wird begraben?" Mit heiserer Stimme fragte die Wöchnerin und hing mit ihren Augen an den qualvoll verzerrten Zügen des Mannes. Langsam hob er den Blick, und mit einem Ächzen sank Frau Hedwig in die Kissen zurück. Der Bauer taumelte wie trunken durch das Zimmer und stürzte am Lager seiner Frau in die Knie.

Still war es in dem Raume. Da wimmerte von fern das Totenglöcklein und ein Schluchzen bebte durch den Raum. Bittere Selbstanklagen kamen dem Bauern über die Lippen. Eine blasse, blasse Frauenhand strich über sein wirres Haar und ein wissendes, verzeihendes Lächeln zitterte um ihren Mund, ein wehes Mutterlächeln.



* **Die verstoßene Königin.** Die Pariser Blätter befassen sich jetzt eingehend mit der Ehetragödie am siamesischen Königshof. Der König von Siam hat im amtlichen Regierungsblatt eine Verordnung erlassen, nach der die Königin ihrer Würde und ihrer Stellung für verlustig erklärt wird. Damit hat das Drama am Königshof seinen Abschluß gefunden. Die königliche Verordnung wird damit begründet, daß sich die Königin bei verschiedenen Gelegenheiten eines Verhaltens schuldig gemacht hat, das mit ihrer Würde nicht im Einklang stand. König Rama VI., der in England erzogen worden ist und auch mehrere Jahre in Oxford studiert hat, verheiratete sich im Jahre 1922. Sofort nach der Thronbesteigung hatte er schon die Vielweiberei abgeschafft. Seine Ehe ist aber bisher kinderlos geblieben, was Eingeweihte als den wahren Grund der Scheidung von seiner Gattin ansehen. Die Kinderlosigkeit mußte Rama um so mehr schmerzen, als sein Vater mit dem wundervollen Namen Phya Pramaminder Chulalong Korn nicht weniger als 858 Kinder hinterlassen hat, was bei 137 Frauen, deren idealer Gatte er war, wiederum nicht verwunderlich ist. Ob König Rama nun wieder zu den Sitten seiner Väter zurückkehren will, darüber hat er noch nichts verlauten lassen.

*

* **Fischkämpfe.** Es ist eine siamesische Spezialität, dieses Schauspiel kleiner kriegerischer Fische, die wild miteinander kämpfen und dabei die Farbe wechseln vom Hellgelb bis zur goldig schimmernden und roten Purpurfarbe. Das Londoner Aquarium besitzt verschiedene Exemplare dieser kampflustigen siamesischen Fische, und damit der Kampf unblutig sei, ist das Wasserbassin durch eine Glasscheibe in zwei Teile geteilt. So sehen sich die kleinen Kämpen, verlieren ihr kühles Blut und gehen auf einander los, können sich aber wegen der trennenden Scheibe nicht töten, wie sie das möchten. Und das Publikum kann, ohne Gewissensbisse zu empfinden, dem bewegten, in fast allen Farben des Regenbogens schillernden Kampfe beiwohnen, der ohne Blutvergießen, aber unter völligem Verlöschen des Farbenglanzes mit dem Rückzug der kleinen Kämpfer endet, nachdem ihre Raserei sich ausgetobt hat.



* **„Also sprach Zarathustra."** In einem Eisenbahnabteil saßen zwei alte Frauen und stritten sich. Die eine wollte das Fenster zuhaben, denn der Zug wäre ihr Tod — die andere wollte das Fenster aufhaben, die Stickluft sei ihr Tod. Der Schaffner wurde herbeigerufen, er sollte schlichten. Doch der stand ratlos. Da sagte ein Mann im Abteil: „Schaffner, machen Sie das Fenster ruhig auf, dann stirbt die eine, und dann machen Sie das Fenster zu, dann stirbt die andere, und wir haben endlich Ruhe."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.